



Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.

Nr. 6.

Sonntagsbeilage zur Sächsischen Dorfzeitung.

8. Februar 1902.

Lily.

Novelle von F. Willibald

(Schluß)

„Aber, Lily,“ rief ich erregt, „wie konntest Du darin einwilligen, Dein Kind fremden Leuten, anzuvertrauen, wo Du doch selbst als Kind so sehr unter der Trennung von Deiner Mutter gelitten hast!“

„Es thut mir ja selbst leid genug,“ entgegnete sie, „daß ich mich dem Zwang der Verhältnisse fügen mußte. Denn ich bin nicht wie meine Mutter. Mein Herz hing an dem reizenden, kleinen Geschöpfchen, so sehr ich sein Dasein im Anfang als Last empfunden habe. Aber zuerst wollte sein Vater es nicht hergeben, und dann —“

„Wie soll ich das verstehen?“ unterbrach ich sie, „der Vater Deines Kindes? — So ist er nicht todt.“

„Jetzt ist er todt, der Aermste,“ sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich habe ihm sehr weh gethan. Er hatte mich so lieb, und ich hatte ihm gelobt, Freude und Leid mit ihm zu theilen. Und als das Leid kam und die Noth und das Elend — da habe ich ihn verlassen. — ihn und das Kind.“

Sie barg mit einer leidenschaftlichen Geberde des Schmerzes ihr Gesicht in den Händen und weinte. Mein erstes Gefühl der Entrüstung verwandelte sich beim Anblick ihres Jammers in tiefes Mitleid.

„Wir hätten so glücklich mit einander sein können,“ — fuhr sie nach einer Weile fort, als sie sich mit Mühe gefaßt hatte, „wenn wir nicht immer aus einer Geldverlegenheit in die andere gekommen wären. Mein Mann verdiente nicht viel, aber es hätte vielleicht doch gereicht, wenn ich es verstanden hätte, zu wirthschaften. Wo sollte ich es aber gelernt haben? — Und als ich schließlich wieder auftreten

konnte, wurde unsere Lage dadurch auch nicht gebessert. Von meinem Verdienst konnte ich kaum die nöthigen Toiletten bestreiten. Aber ich hatte einen unwiderstehlichen Hang zur Bühne, den ich damals für ein Zeichen meines Talentes hielt. Jetzt jedoch weiß ich, daß es nur der Wunsch war, in dem bunten Getriebe mein häusliches Elend zu vergessen. Wenn ich ein echtes Talent gehabt hätte, damals hätte es zur Entfaltung kommen müssen. Aber meine Erfolge als Schauspielerin blieben klein, und die Versuchungen wurden immer größer. Ich war damals sehr schön und hatte viele Verehrer.

Anfangs widerstand ich, wenn man mich einlud, nach der Vorstellung noch ein paar Stunden in einer lustigen Gesellschaft zu verleben. Saß ich aber nachher in unserer kalten Kammer bei der lärglichen Mahlzeit, dann bereute ich meine Absage, so sehr sehnte ich mich nach Licht und Wärme, nach gutem Essen und frohen Gesichtern. So kam es, daß ich doch schließlich einer solchen Einladung folgte — für einmal, sagte ich mir. Aber aus dem einen Male wurden viele. Ach! noch jetzt verfolgt mich das blasse, vorwurfsvolle Gesicht meines Gatten im Traum, mit dem er nach vergeblichem Bitten und Flehen allein nach dem Theater nach Hause ging. Am anderen Morgen kam es dann zu heftigen Szenen. Er liebte mich und war außer sich vor Eifersucht. Wenn dann aber das Kleine in seiner Wiege aufwachte und erschrocken zu weinen begann, wurde er ruhig. Er nahm es auf den Arm, sang ihm etwas vor und spielte mit ihm, bis es vor Bergnügen krächte. Und dabei pflegte er zu sagen — ich höre es noch — „Weine nicht



Kinderbüste. Von A. Wiechert.

Nach einer Aufnahme von John Chiefe in Hamburg.

kleine Lily, Mutterchen hat uns doch noch lieb. Sie wird uns nicht mehr traurig machen.“ Dann versprach ich alles und faßte die besten Vorsätze.

Aber unser Leben wurde immer elender. Wir hatten Schulden, wir wurden gepfändet. Es ging immer mehr bergab mit uns. Da lernte ich den Fürsten kennen, der sich sterblich in mich verliebte. Was nun kam, kannst Du Dir denken. Ich entfloh der Armuth und dem Elend und stürzte mich dem Luxus und dem Wohlleben in die Arme. Aber um welchen Preis! Ich habe keine glückliche Minute mehr gehabt. Nun meine Sehnsucht nach Glanz und Pracht gestillt war, erkannte ich erst, wie kalt und leer sie das Herz lassen. Manchmal, wenn eine Frau aus dem Volk, ihr Kind auf dem Arm, mit begehrllichem Blick meiner stolzen Equipage nachschaute, wenn ich fühlte, daß sie mich um meine kostbaren Toiletten und Brillanten beneidete, hätte ich ihr zurufen mögen: „Oh, hüte Dein Glück! Du ahnst nicht, wie elend ich bin!“

„Gab es denn keine Möglichkeit für Dich, das Geschehene wieder gut zu machen und zu Deinem Gatten zurückzukehren?“ fragte ich leise, da sie schwieg.

Sie sah mich mit einem traurigen Lächeln an. „Ja,“ entgegnete sie; „hätte sich alles mit der Rückgabe eines Spitzenkragens wieder gut machen lassen — in diesem Falle mit dem Verzicht auf Reichthum und Luxus — dann hätte ich es gern gethan. Aber Geschehenes ließ sich damit nicht ungeschehen machen, und zwischen gekränkter Mädchenfreundschaft und verletzter Gattenliebe besteht ein gewaltiger Unterschied. Mein Mann beantragte sofort die Scheidung — wie mag sein Herz dabei geblutet haben — und das Kind wurde ihm natürlich zugesprochen. Der Fürst wollte ihm eine bedeutende Summe übereisen lassen, die er mit Entrüstung und Stolz zurückwies.“

Ich hätte eigentlich froh sein müssen, denn äußerlich stand nun nichts mehr im Wege, daß ich Fürstin werden konnte. Der Fürst war verliebter als je. Er erfüllte jede meiner oft sehr kostspieligen Launen. Ich verlangte in die Welt hinaus: so gingen wir denn auf Reisen; wir jagten von einem Vergnügen zum andern, überall wurde ich bewundert und gefeiert, und es gelang mir auch wirklich zeitweise, mich zu betäuben. Dann aber begann ich zu kränkeln. Die Aerzte drangen auf Schonung und Ruhe. Ich jedoch trieb es nur noch toller, nur um die Vergangenheit zu vergessen. Wir verlebten meist den Frühling in Paris, den Sommer in der Schweiz, den Herbst in Baden-Baden und den Winter im Süden. Ich bin auch noch häufig in Koblenz gewesen. Nie konnte ich dort vorbeifahren, ohne mich wenigstens ein paar Stunden dort aufzuhalten, — eine Laune, die der Fürst unbegreiflich fand. Nur in England bin ich nie mehr gewesen. Die Sehnsucht nach meinem Kinde hätte mich dort verzehrt, und es ist doch besser, ich sehe es niemals wieder.“

„Wo ist es denn jetzt, — das arme, kleine Geschöpf?“ fragte ich, während die Empörung über die unnatürliche Mutter das Mitleid mit ihr zum Schweigen brachte. „Du sagtest doch, daß sein Vater gestorben sei.“

„Ich habe es sehr gut untergebracht,“ antwortete sie schnell, „es geht ihm nichts ab.“

„Auch nicht die Liebe?“ Drängte es sich über meine Lippen.

Die unglückliche Fürstin neigte den Kopf. „Hat man mich denn lieb gehabt?“ entgegnete sie leise. „Und doch, was gäbe ich darum, könnte ich meinem Kinde den Leidensweg ersparen, den ich habe gehen müssen. — Kannst Du es begreifen, daß ich fast froh war, als sein Vater starb? Es sah mir schon damals so ähnlich! Vielleicht hätte er es hassen müssen, um meiner willen, so wie meine Mutter mich haßte um meines Vaters willen.“

Oh, jetzt verstehe ich sie. Den Schmerz, den ich dem Vater meines Kindes zugefügt habe, den muß sie durch den meinigen erlitten haben. Und so, wie ich dastand, von keinem Vater beschützt, von keiner Mutter behütet, so wird meine Kleine auch dereinst einsam dastehen und vergebens eine Hand suchen, die sie leitet. Ja, die Liebe wird ihr fehlen, — aber wenigstens wird es ihr erspart bleiben, dort dem Haß und der Abneigung zu begegnen, wo sie ein Recht auf Liebe gehabt hätte!“

Arme, unglückliche Frau! Was war ihr Leben gewesen? Und was hätte es sein können! Ich sah sie wieder vor mir wie ich sie zuletzt gesehen: sweet seventeen. Hätte sie damals, wie wir andern alle, in den Kreis der Familie, in den Schut des Elternhauses zurückkehren können, wie hätte sich dann für sie alles anders gestaltet. „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.“

Ich ergriff ihre Hände und drückte sie. Lily lächelte dankbar unter Thränen. „Du verdamnst mich nicht, ich wußte es,“ sagte sie. „Glaube mir, ich war mehr unglücklich als schuldig. Du würdest auch mein Kind lieb haben.“

Sie war ruhiger geworden. Die Aussprache schien ihr Herz erleichtert zu haben. „Du machst mir Muth,“ begann sie nach einer Weile aufs Neue, „Dir von meiner Idee zu sprechen, die gestern bei Deinem Anblick in mir erwacht ist und die ich heute Nacht, als ich an alte Zeiten dachte, gründlich erwogen habe. Ich kann nicht mehr viel für mein Kind thun, da ich ganz auf die Gnade des Fürsten angewiesen bin und nicht mehr lange leben werde. Du hattest Kinder immer so gern, und Du hattest mich einmal lieb. Nimm Du meine kleine Lily zu Dir!“

Ich muß gestehen, daß ich nie in meinem Leben so verblüfft war wie in diesem Augenblick. Bei aller Traurigkeit, die mein Herz um dies verlorene Leben erfüllte, hätte ich fast gelächelt. Dieser Vorschlag sah meiner alten Lily so ähnlich! Gerade wie sie früher auf unseren Spaziergängen ihre Jacke, sobald sie ihr lästig wurde, einer anderen über den Arm hing, so wollte sie mir jetzt ohne weitere Umstände die Sorge für ihr Kind aufbürden. Dabei hatte sie sich noch nicht einmal nach meinen Verhältnissen erkundigt. Was würden wohl meine Mutter und meine Brüder sagen, wenn ich ihnen plötzlich ein fremdes Kind ins Haus brächte.

„Unmöglich!“ sagte ich, ohne lange zu überlegen. Wohl fühlte ich, daß es eine schöne Aufgabe wäre, sich eines solchen Kindes anzunehmen, aber man muß auch in der Lage dazu sein.

„Oh,“ machte sie enttäuscht, „ich hatte gedacht, es würde Dich freuen. Und ich hätte es so gewünscht für die Kleine.“

Ich suchte vergebens ihr auseinanderzusetzen, aus welchen Gründen ich ihren Wunsch nicht erfüllen konnte, doch auf alles das sagte sie nur sichtlich verstimmt und sehr unlogisch: „Vor zehn Jahren hättest Du mir meine Bitte nicht abgeschlagen. Das ist also Deine ganze Freundschaft.“ —

Wir trennten uns ziemlich kühl, und doch konnte ich mich eines Gefühls tiefsten und innigsten Mitleids nicht erwehren, als ich ihr nachschaute, wie sie durch den hellen Sonnenschein mit gebeugtem Haupt langsam an den blühenden Rosen vorbei zum Gasthof zurückging, — eine dem Tode Geweihte.

Das war also unser Wiedersehen gewesen! — Das einzige und letzte, sagte mir eine innere Stimme, die sich als wahr erwies. Ich habe sie nie wieder gesehen, — nie mehr persönlich etwas von ihr gehört, wenn ich auch einem gütigen Geschick als Werkzeug dienen durfte, daß sie in Frieden aus dem Leben schied.

Als wir am Abend dieses Tages von einem größeren Ausflug heimkehrten, hatten andere Gäste die Zimmer unter mir bezogen. Es hieß, das fürstliche Paar sei in eine Villa am See übergesiedelt.

Man wird es begreiflich finden, daß ich auf unserer weiteren Reise viel an Lily und ihr Geschick denken mußte. Ich beschloß, auf meiner Heimreise eine andere Pensionsfreundin, Paula Erlau, zu besuchen, die nach kurzer, glückloser Ehe durch ein für ihren Gatten sehr unrühmliches Duell seit zwei Jahren verwittwet, in einem Rheinstädtchen eine hübsche Villa bewohnte. Wir waren seit unserm gemeinschaftlichen Besuch in Koblenz durch Briefwechsel und Besuche in beständiger Verbindung geblieben, und ich wußte, daß sie sich für Lily's Schicksal lebhaft interessiren würde.

Meine Vermuthung sollte sich vollauf bestätigen. Es war an einem schönen, milden Oktobertag, als wir auf der weinurannten Veranda ihres Hauses saßen und ich ihr mein Reiseerlebnis erzählte. Hier am Rhein trat Lily's liebreizende Erscheinung, so wie sie vor zehn Jahren gewesen, wieder lebhaft vor meine Seele, und indem ich mehr und mehr den wenig angenehmen Eindruck vergaß, den sie mir bei unsrer letzten Begegnung hinterlassen hatte, ließ ich nur die alte Freundschaft und das Mitleid zu Worte kommen.

Paula hörte mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Eine tiefe Bewegung arbeitete in ihren gutmüthigen Zügen, deren Säklichkeit sich mit der Zeit bedeutend gemildert hatte.

„Also sie machte einen sehr leidenden Eindruck?“ fragte sie.

„Sie wird den Frühling wohl nicht mehr erleben,“ antwortete ich, und als ich dann von dem Kinde erzählte, das seiner unglücklichen Mutter so ähnlich sein sollte und das in kurzer Zeit ganz verwaist in der Welt dastehen würde, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Ich sprach den Gedanken aus, den ich vor Kurzem schon gehabt hatte. „Es müßte eine schöne Aufgabe sein für eine Frau, die frei und unabhängig dasteht, sich dieses Kindes anzunehmen.“

Da streckte mir Paula beide Hände entgegen. „Ich danke Dir für diesen Fingerzeig,“ sagte sie lebhaft. „Ich werde für Lily's Kind sorgen. Noch in dieser Woche reise ich nach Montreux. Lily's letzte Lebensstage sollen nicht durch die Sorge um ihr Kind noch mehr verdunkelt werden.“

Es giebt doch eine Freundschaft bis in den Tod. Paula hat sie ihrer geliebten Jugendfreundin erwiesen. Sie fand sie einsam und verlassen in ihrer Villa am Seeufer — todeskrank und verzweifelt. Ein Blutsturz hatte ihre Kräfte sehr gemindert, ein zweiter mußte unfehlbar ihrem Leben ein Ziel setzen. Sie hat sie gepflegt wie eine Schwester, sie hat ihre letzten Tage erhellet, sie hat der sterbenden Mutter den größten Liebesdienst erwiesen, indem sie ihr die quälende Sorge um ihr Kind abnahm.

Kurz vor Weihnachten theilte mir Paula mit, daß Lily in ihren Armen sanft entschlafen sei. „Sofort nach der Beisetzung auf dem Friedhof von Clarens reise ich nach England,“ schrieb sie, „um die kleine Lily zu holen. Mein Kind soll einen deutschen Christbaum sehen. Ob ich die Kleine dauernd bei mir behalten werde, weiß ich noch nicht. Es kommt darauf an, ob sie sich an mich gewöhnt. Du weißt, ich habe nie Glück in der Liebe gehabt.“

Bis zum Sommer hörte ich nichts mehr. Da setzte ich mich eines Tages kurz entschlossen auf die Bahn und fuhr rhein-aufwärts. Paula empfing mich wie immer sehr herzlich und entschuldigte sich lebhaft wegen ihres langen Schweigens. „Du weißt,“ sagte sie, „es giebt Zeiten, wo man keine Briefe schreiben kann. Wenn man sehr unglücklich ist — oder sehr glücklich.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Ein blonder Lockenkopf schaute herein, um sofort zu verschwinden, da er der fremden Dame ansichtig wurde.

„Lily, komm nur herein,“ rief meine Freundin. „Sie ist noch immer sehr schüchtern,“ fügte sie zu mir gewandt hinzu. Sie ging selbst zur Thür. „So komm doch, Du kleines Dummerchen,“ sagte sie, und eine Welt von Zärtlichkeit lag im Klang ihrer Stimme, „eine liebe Tante ist gekommen.“

Sie führte die Kleine an ihrer Hand ins Zimmer, die sich dicht an sie schmiegte und ihr Köpfchen in den Falten ihres Kleides versteckte, um von Zeit zu Zeit unter dem goldenen Lockengeringel einen scheuen Blick auf mich zu werfen. Mit noch immer abgewandtem Gesicht streckte sie mir schließlich auf Paula's Ermahnung ein mageres Kinderhändchen hin.

Wir setzten uns, ohne sie scheinbar weiter zu beachten.

Das Kind stand mit gesenktem Blick neben dem Sessel seiner Pflegemutter, das Köpfchen gegen ihren Arm gedrückt. Das Gesichtchen war blaß und schmal und erinnerte wenig an die Mutter. Da schlug die Kleine plötzlich voll die Augen zu mir auf. Das waren meiner Lily blaue Augen, die fast zu groß aus diesem kleinen Gesichtchen schauten.

Ich hielt ihr eine Puppe hin, die ich für jeden Fall mitgebracht hatte, und ganz langsam wagte sich ein Lächeln auf dem ernstesten Kindergesichtchen hervor, und die mageren Händchen streckten sich schüchtern nach dem Spielzeug aus. Als ich ihr die Puppe nun reichte, flüsterte sie Paula etwas ins Ohr, sagte „danke, liebe Tante,“ und huschte schnell zur Thür hinaus.

„Sie möchte die Puppe ihrem Fräulein zeigen,“ erklärte mir Paula, indem sie ihr lächelnd nachblickte; „ich lasse sie vorläufig im Hause unterrichten, soweit bei ihr von Unterricht überhaupt schon die Rede sein kann.“

„Ist sie nicht sehr klein für ihr Alter?“ fragte ich, „sie muß doch ungefähr sieben Jahre alt sein.“

„Du hättest sie sehen sollen, als ich sie von England herüber-

holte,“ war die Antwort. „Ein so erbärmliches, kleines Kerchenkind habe ich selten gesehen, körperlich nicht besser entwickelt als geistig, eine verkümmerte, kleine Schattenpflanze, die noch kein Sonnenstrahl erreicht hatte. Ihre Mutter hatte gesagt, sie sei gut untergebracht. Ich möchte einmal wissen, wie die Kinder aussehen, die schlecht untergebracht sind. In den ersten Wochen habe ich kein Wort von dem Kinde gehört. Anfangs war es scheu und ängstlich wie ein verschlagenes Hündchen und sah nur immer mit großen, erstaunten, todernsten Augen um sich. Nach einigen Tagen lächelte es, wenn ich es auf englisch auredete, später nickte es oder schüttelte das Köpfchen, je nachdem, ob es eine Frage bejahen oder verneinen wollte. Ich fürchtete schon, sein Geist sei nicht normal, da es sich körperlich zusehends erholt, ohne daß sein Wesen sich veränderte. Denke Dir nur meine freudige Ueberraschung, als ich eines Morgens ins Zimmer komme und das Kind mir glückstrahlend „Mama“ entgegenruft. Die Köchin hatte ihm zum Frühstück ein rothgefärbtes Ei hingestellt. Kleine Ursache — große Wirkung. Das ganze Haus war in Aufregung: das Kind hatte gesprochen! — Von nun an ging es langsam, Schritt für Schritt vorwärts. Ich habe viel Geduld haben müssen, ich habe manche Stunde voll banger Sorge verlebt, denn je mehr das Kind meiner Pflege bedurfte, desto mehr wuchs es mir ans Herz. Ich kann mir jetzt ein Leben ohne meine kleine Lily gar nicht mehr vorstellen. Jeder Tag hat durch sie seinen befriedigenden Inhalt, da ich täglich mit Freuden einen kleinen Fortschritt in ihrer Entwicklung verzeichnen kann, die, so lange gehemmt, nun mit staunenswerther Schnelligkeit vor sich geht.“

„Hoffentlich wirst Du an ihr viel Freude erleben,“ sagte ich warm, da sie schwieg. „Die besten Aussichten sind ja vorhanden.“

„Nicht wahr,“ erwiderte sie eifrig, „Du glaubst doch auch, daß man sie durch eine sorgfältige Erziehung an den Klippen vorbeiführen kann, an der ihre arme Mutter scheiterte. Es ist mein Herzenswunsch, das Kind zu einem guten, einfachen, pflicht-treuen Menschen heranwachsen zu sehen und ihm so ein Glück zu sichern, das weder Schönheit noch Reichthum gewähren können. Aber man hört so oft sagen: Anlage sei mehr als Erziehung. Glaubst Du, daß es mir gelingen wird, mit Ernst und Liebe das Kind zum Guten zu leiten, selbst wenn es die Anlagen seiner Mutter geerbt haben sollte?“

„Gewiß glaube ich das,“ entgegnete ich überzeugt. „Meiner Meinung nach war unsere Freundin Lily auch von Natur nicht schlecht beauftragt. Aber niemand hat sich bei ihr Mühe gegeben, ihre guten Anlagen zu pflegen und mit Liebe und Geduld ihre Fehler zu bekämpfen, bis schließlich alle edlen Gefühle ihres Herzens von Gefallsucht und Eitelkeit, Unzuverlässigkeit und Selbstsucht überwuchert wurden.“

„Die Erziehung der Kleinen wird mein Lebenszweck sein,“ sagte Paula. „An Liebe soll es ihr gewiß nicht fehlen. Der Gedanke an das traurige Ende ihrer Mutter wird mir auch die Kraft geben, streng zu sein, wo es noth thut. Und das ist wohl für mich das Schwerste.“

„So willst Du sie doch ganz bei Dir behalten?“ fragte ich erfreut.

„Gewiß,“ antwortete sie, „ich möchte meinen kleinen Liebling keiner andern Hand anvertrauen. Denn so viel Liebe, wie es bei mir findet, könnte dem Kinde sonst niemand geben, da ich es doch nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch um der Verstorbenen willen lieb habe.“

Ich reichte ihr bewegt die Hand. „Eine bessere Mutter hätte Lily's Kind nicht finden können,“ sprach ich aus tiefster Ueberzeugung. —

Wir gingen zusammen hinab in den Garten, wo wir die kleine Lily bei einem großen Sandhaufen beschäftigt fanden. Sie arbeitete so eifrig mit Schaufel und Harke, daß sie uns erst bemerkte, als wir dicht in ihrer Nähe waren. Schnell warf sie ihre Geräthe hin und stürzte mit einem hellen Jubelschrei ihrer Pflegemutter entgegen. Diese neigte sich zu ihr nieder, und da das Kind zärtlich sein blondes Lockenköpfchen an ihre Wange drückte und ihren Hals mit seinen Armchen fest umschloß, wandte sie sich zu mir, mit einem Lächeln, das ihr Antlitz wunderbar verschönte.

„Meine erste glückliche Liebe,“ sagte sie.

Der Sieg des Lebens.

Erzählung von Helene Witte.

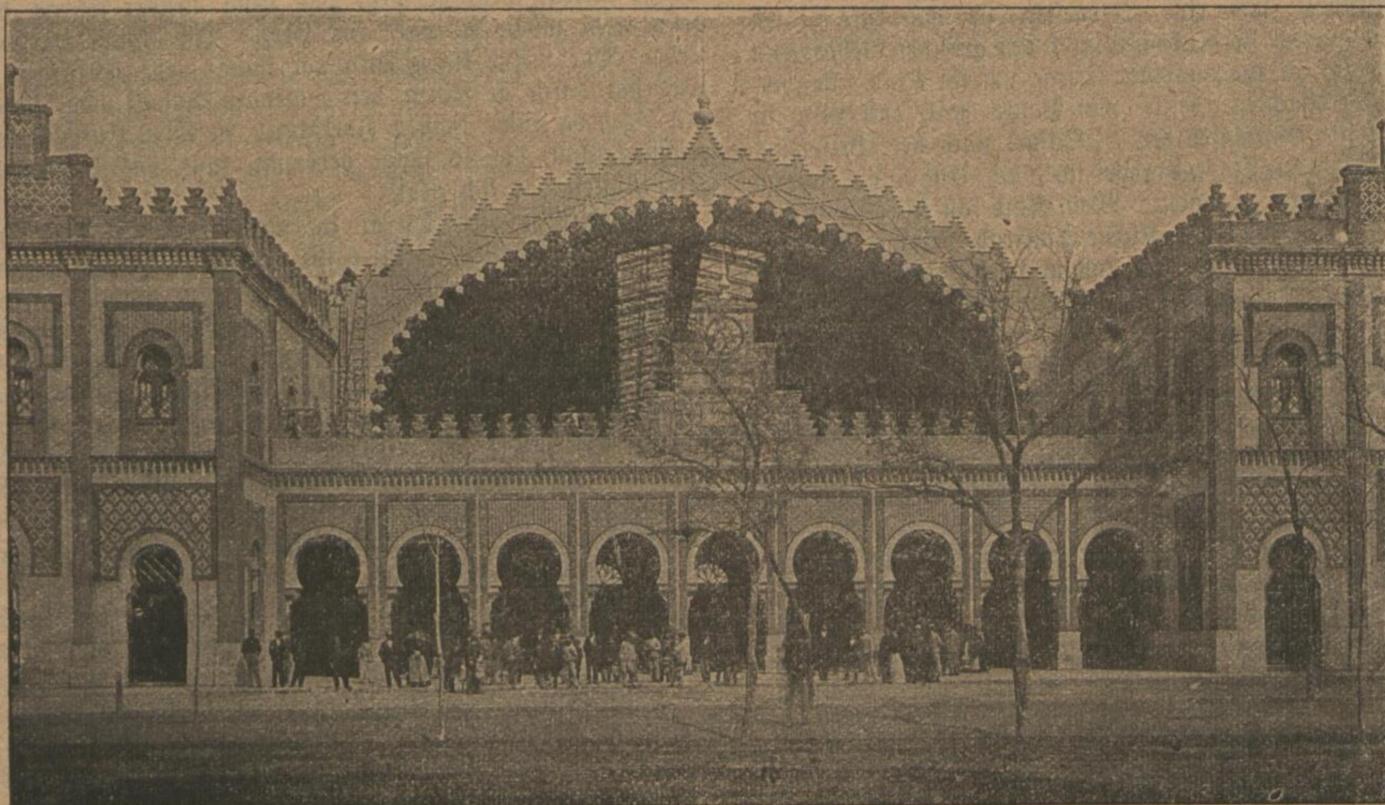
(Fortsetzung.)



ariens Gedanken sammeln sich allmählich, die fieberhaften Träume, die lähmend auf ihr gelegen, fallen von ihr ab. Gott sei Dank, daß es nur Träume waren, die Niemand ahnt oder durchschaut. Wie befreit athmet sie tief auf; sie wendet den Kopf dem Krankenbette zu, und da sieht sie, daß aus einem blassen, eingefallenen Gesicht ein paar dunkle Augen sie anschauen, mit großem, wachem Blick, als sähen sie bis auf den Grund ihrer Seele. Wie ein Bann legt es sich über sie, das namenlose Entsetzen vor diesem stummen Blick. Sie kann sich nicht rühren, sie muß immer nur hinsehen in diese Augen, in denen das Wissen steht, das Wissen, das keine Lüge täuscht. Was alles liegt in diesen glänzenden Sternen, die das einzige Leben in dem fast schon erstorbenen Körper zu sein scheinen! Da ist die ganze heiße Lebenslust, die sich verzweifelnd an das Dasein klammert, das letzte ohnmächtige Aufflammen der Lebenskraft,

Leiz streicht die Kranke mit der Rechten über den dunklen Kopf der Freundin: „Quäle Dich nicht, Marie, es ist keine Sünde, wenn Du ihn liebst, es ist naturnothwendig. Und in Deinen Händen will ich ihn wissen, Du sollst an seiner Seite bleiben, keine andere, die seiner vielleicht nicht werth ist, keine andere.“ Es liegt eine heiße Angst in ihrer Stimme: „Du sollst bei ihm sein und bei meinem Kinde.“

Eine Weile ist's still in dem dämmerigen Zimmer; man hört nur das Brausen des Frühlingssturms, der die Erde draußen zum Leben ruft. Die Kranke liegt still in den weißen Kissen; sie blickt zur Zimmerdecke hinauf, wo das Licht der Lampe helle Kreise bildet; ihr ist's, als zögen große Vögel mit schwerem Flügelschlag langsam darüber hin. Sie lauscht auf. Die Frühlingsstimmen da draußen, die alle lebensfrohen Menschen mit schwellenden Hoffnungen füllen, die aber dem Todgeweihten auf der Seele brennen, daß er aufschreien möchte vor Weh. Dann beginnt sie wieder mit schwacher Stimme zu sprechen: „Meinst Du, ich hätte mich nicht vor mein Glück gestellt und es behütet mit eifersüchtiger Angst, ich hätte Dich nicht weggeschickt aus meinem Hause, hätte nicht eine Welt zwischen Euch gestellt? Aber



Das neue Bahnhofsgebäude der Linie Sevilla-Cordoba in Sevilla.

das trostlose Verzichten auf alles Erdenglück, da ist der brennende Neid auf die, bei der alles zurückbleibt, was den kraftlosen Händen entgleitet; und da ist unendliche Güte, Verzeihung, Großmuth, alles — vor allem aber das Wissen. Jetzt huscht ein Lächeln über das blasser Gesicht, die Hand hebt sich matt: „Marie.“

Da löst sich der Bann von der Träumerin; sie springt auf und eilt zu der Kranken hin: „Du bist wach, Hedwig, ich sah es nicht, wünschst Du etwas?“ Es klingt bekümmert, die großen, ruhigen Augen ängstigen sie. Da faßt die fieberheiße Hand der Kranken nach ihren kalten, zitternden Fingern; unverwandt ist der räthselhafte Blick auf ihr Gesicht gerichtet: „Versprich mir eins, Marie, daß Du ihm ein gutes, liebendes Weib sein willst.“

„Hedwig, um Gotteswillen, ich bitte Dich, schweig' still.“

„Was wollen wir denn miteinander Verstecken spielen, liebes Herz,“ klingt es leise und traurig. „Ich kenne Euch beide ja so gut, und ich liebe Euch beide. Ich weiß, daß Fritz nicht allein bleiben wird sein Leben lang, er braucht die Liebe eines Frauenherzens, braucht Wärme um sich her. Du wirst ihm das ersetzen, was er jetzt verliert; noch mehr vielleicht,“ fügt sie leise hinzu.

„Hedwig!“ Marie ist in die Knie gesunken und hat ihre zuckenden Lippen auf Hedwigs Hand gepreßt. Kein Wort der Beschönigung bringt sie hervor, sie leugnet nicht die Liebe, die die andere durchschaut; nur eins ringt sich empor aus dem tiefsten Herzen, das Wort: „Bergieb!“

ich weiß, daß meine Zeit um ist; ich habe mein Glück genossen in vollen, durstigen Zügen, der Becher ist leer. Meinst Du, ich hätte mich nicht aufgelehnt in ohnmächtigem Kampf gegen das Schicksal? Ich liebe Fritz, mein ganzes Denken und Fühlen ist nur er, und ich weiß, ich muß ihn lassen, muß hinab in das große Dunkel, wohin er mir nicht folgen kann. Er war mein Leben, auch im Tode ist nur er mein Gedanke. Ich weiß, daß er noch elender sein wird, wenn Niemand mehr um ihn ist, der für ihn sorgt, der ihn mit liebender Aufmerksamkeit umgiebt; er wird um mich trauern, o ja, aber er steht doch im Leben, und das Leben stellt seine Forderungen an ihn, denen er genügen muß, so wird auch er wieder fordern, sich das Leben so gut zu gestalten, daß es ihm freundlich erscheint. Dazu aber braucht er eine liebende Gefährtin, eine Mutter für sein Kind. Keine kann ihm das alles sein wie Du, Du bist es ihm schon jetzt, Du füllst schon jetzt die Stelle aus, von der ich nie gewichen wäre, triebe mich nicht eine höhere Gewalt hinweg.“

Da richtet sich Marie auf: „Hedwig, um Gotteswillen, was denkst Du? Er blieb Dir treu.“

„Treu! Jawohl, er blieb mir treu — was man so nennt,“ fügt sie leise hinzu; ein Ausdruck bitterer Entsagung, ein wehes Lächeln zieht über das blasser Gesicht. „Daß nur, ich weiß, Ihr habt Euch beide redliche Mühe gegeben. Und nun ruf' ihn mir, ich will ihn noch einmal sprechen.“



Meine Schwiegermutter. Von Chr. Heyden.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„Hedwig!“

„Geh' und ruf' ihn mir, ich bitte Dich.“ Sie hat sich halb aufgerichtet in plötzlich nervöser Erregung; rothe Flecken brennen auf ihren eingesunkenen Wangen und in den glänzenden Augen flackert das Fieber. „Geh“,“ bittet sie heiser mit trockenen Lippen, eine qualvolle Angst spricht aus ihrem Blick.

Marie geht und gehorcht der banger Bitte; ihr sind die Füße so schwer, wie sie über die Steinfliesen des breiten Korridors geht, als könne sie niemals die dunkle Eichenthür erreichen, hinter der sie den Oberförster zu suchen hat. Er sitzt da drinnen wach, in banger Sorge, oder er hat sich vielleicht zu kurzem Ausruhen

auf das Sopha hingestreckt — er, Fritz. Eine ganze Welt voll Dual und Seligkeit birgt für sie der Name. Da an der Schwelle liegt der braune Fühnerhund, seines Herrn Lieblingsthier; er hebt den schlanken Kopf und sieht sie mit den dunklen Augen fragend an; sie nickt ihm zu. „Tell!“ flüstert sie und streichelt über sein glänzendes Fell. Dann pocht sie leise und zaghaft. Sofort ertönt ein schneller Schritt, er hat also nicht geruht, die mächtige Thür öffnet sich, und Fritz tritt ihr entgegen. Bläß und überwacht ist sein blühendes Gesicht. „Was ist, Marie?“ Es liegt eine nervöse Angst in der Frage, die jeden Augenblick ein Unglück erwartet.

„Komm, sie will Dich sehen.“
Ohne eine Antwort eilt er über den Korridor; Marie ist stehen geblieben, den Kopf gesenkt, unfähig sich zu rühren. An der Thür wendet er sich plötzlich zu ihr zurück. „Kommst Du nicht mit?“ fragt er beklommen.



Gefangene Sklavin.

„Gewiß, wenn Du es wünschst.“ Und mechanisch fast folgt sie ihm; sie sieht, wie Hedwigs Arme sich ihm entgegenstrecken: „Du, Du mein Friedel.“ Sie sieht, wie die Frau den geliebten Mann fest umschlingt, wie sie sich an ihn klammert in verzweifelter Angst, als könne er mit seiner Lebenskraft sie bewahren vor dem Tod, der schon die Hand nach ihr ausstreckt. Noch einmal umfaßt sie mit verlöschender Angst all ihre irdische Seligkeit, die sie nun hingeben muß. Marie hört, daß er ihren Namen nennt: „Hedwig.“ Sanft und weich klingt es, als wenn er zu einem Kinde spräche. Da drückt sie leise die Thür in's Schloß, es treibt sie fort, sie kann nicht bleiben; diese Stunde gehört den Beiden da drinnen allein, — die letzte, die Scheidestunde; die arme Seele ringt sich los von dem, was fortan einer anderen gehören soll in

der Sonne des Lebens. Und diese Andere ist sie; die sterbende Frau hat nur noch eine kurze Frist, in der sie die letzten Tropfen trinkt von einem vollen, warmen Menschenglück, sie hat keine Zukunft mehr.
Vor ihr selbst aber dehnt sich ein weiter Weg hin, an dem Rosen blühen und auf den die Sonne herniederscheint. Sie soll ihn gehen, denn Hedwig hat sie ja selber diesen Weg gewiesen. Jetzt steht sie ganz allein und hört den Sturmliedern zu, die erste, mattgrüne Dämmerung schleicht fahl über die Welt dahin.

Dann aber glüht es auf einmal auf, rothleuchtend und farbensprühend, eine feurige Lohe schießt zum Himmel empor, Goldglanz fluthet über den Saum des Tannentwaldes — die Sonne. —

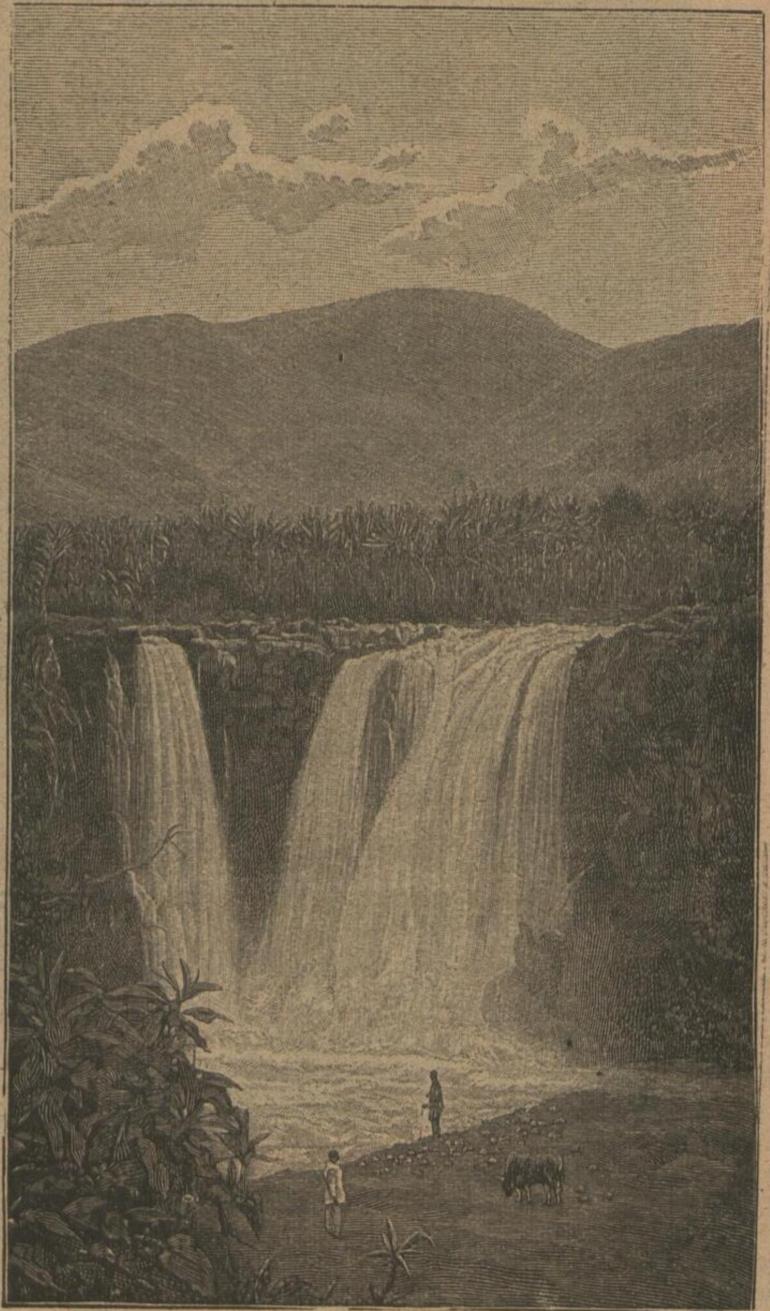
Marie bedeckt die Augen mit der Hand, sie kann nicht hineinschauen in den blendenden Glanz, sie fühlt sich so klein, so zerissen, so elend und unwürdig. —

*
Vorüber ist alles, was ein Todesfall mit sich bringt; Ueberlegen und Sorgen, Kränze und Blumen, das Glockenläuten, der schwere Gang zum Friedhof, die Rede des Geistlichen, die niederfallenden Erdschollen, all das Händeschütteln, die halb geflüsterten Beileidsworte — alles vorbei.

Nun lacht die Frühlingssonne hernieder auf den Hügel und verklärt mit ihrem Glanz das Bild des Todes; der laue Wind spielt mit den Schleifen der Kränze und trägt den Duft ihrer Blüthen mit sich fort. In dem hohen Zimmer mit seinen schweren Eichentäfelungen und den mächtigen Geweihen an den Wänden geht der Wittwer langsam auf und ab. Unter jedem Geweih

hängt ein Täfelchen mit dem Datum, an dem er es erbeutet hat, oder mit irgend einer kleinen Inschrift. Es sind alles Tage aus der Zeit seines Glückes, die da verzeichnet stehen, irgend eine besondere Erinnerung knüpft sich an jedes Datum, Hedwigs Freude über sein Jagdglück, eine liebevolle Rederei, ein kleiner Streit, eine gemeinsame Bürschfahrt — etwas steht bei jedem klar und deutlich vor seiner Seele.

Bei denen aus dem letzten Jahr tritt freilich Hedwigs Bild zurück, es fällt mit seinem stillen Leidenszug nur wie ein Schatten über eine andere Gestalt, von der Lebensfülle, Kraft und Wärme ausstrahlt. — Ein Zug von Dual gräbt sich auf seinem ernsten Gesicht ein; er streicht mit der Hand hastig durch das Haar, das ihm voll in die Stirn fällt. Das that Hedwig so gern, wenn sie zu ihm kam und ihn von der Arbeit rief, bittend, sich endlich Ruhe zu gönnen und sich auch ihr zu widmen. O ja, sein Wald und sein Wildstand lagen ihm sehr am Herzen, Verbesserungen, Berechnungen, Messungen, forstwirtschaftliche Schriften beschäftigten ihn sehr, und seine vorgesetzte Behörde erkannte seinen Eifer und seine Befähigung an. Sie lobte ihn und schickte ihn sogar hierher auf eine der besten Stellen im Reich — wie hatte sich Hedwig gefreut, wieder nahe der alten Heimath zu sein, sie hatte sich nie so recht heimisch gefühlt da oben in Ostpreußen. Und nun? Seine Frau ist todt; er fühlt es mit bitterem, aufrichtigem Schmerz; alles, was ihn erfreute, weil sie es in ihrer liebenden Zartheit



Kiwira-Wasserfall.

Aus dem Kondeland in Deutsch-Ostafrika

verstand und mitempfand, ist ihm nun plötzlich werthlos geworden; es brennt etwas in seiner Brust, daß heiße Tropfen in seine Augen emporquellen, ein dumpfer Druck liegt ihm auf Kopf und Herzen. Da ist nun auch das Kind, die kleine Trude mit den

großen Augen, die ihn immer so scheu anblicken; es soll sein Trost sein, ein Stückchen von ihr, ein heiliges Vermächtniß — heut erscheint es ihm als solches nicht. Er liebt das Kind, gewiß, aber heut scheint es ihm nur eine Last, eine zarte Mimoseennatur, die unisorgt und gehütel sein will; seine kraftvolle Männlichkeit steht rathlos vor dem kleinen Wesen, mit dem er nichts anzufangen weiß, das ihm noch garnichts ist, weil es ihn nicht versteht, und das doch das Bindeglied sein soll zwischen ihm und dem Leben. Was will die kleine Gestalt von ihm, die da auf der Schwelle des Lebens steht, die Händchen nach ihm ausstreckt und ruft: „Vater, komm!“

Daß er diese Stimme nicht zu hören brauchte! Vor dem Schreibtisch bleibt er stehen, sein dunkles Auge haftet an dem Brief, dessen Buchstaben in ihrer klaren Deutlichkeit ihm wie Feuer auf der Seele brennen. Er hat Hedwig versprochen, ihren letzten Willen treulich zu erfüllen, er hat ja nicht gewußt, was sie von ihm verlangte. Sein ganzes Sein bäumt sich auf gegen diesen Zwang, der ihn verbinden soll mit einem andern Weib. Plötzlich steht er Marie vor sich in blühender Lebenskraft, leicht-

goldblonden Haar, als sie mit ihrem leichten, etwas wiegenden Schritt vorschreitet. Sie hat ihn bemerkt und bleibt unter dem offenen Fenster stehen: „Komm' doch heraus, Fritz, in die Sonne,“ sagt sie. Wie blaß ist ihr Gesicht geworden, aber sie lächelt, als sie zu ihm aufsieht. Er antwortet nicht. „Willst Du Dich Deinem Kinde ganz entfremden?“ fragt sie traurig. „Trudi fürchtet sich vor Dir, wenn Du immer so finster drein schaust und Dich hier vergräbst, und — das darf doch nicht sein — das kleine Kinderherz braucht Wärme und Licht. Wohin soll es sich wenden als an den Vater, wenn —“ sie stockt.

„Nun, wenn?“ fragt er.

Eine läche Röthe steigt in ihre Wangen. „Wenn ich nun fort bin,“ vollendet sie stockend.

„So willst Du gehen?“ Es klingt ungeschlüssig, gezwungen.

„Ja!“

(Schluß folgt.)



Aus dem Kondeland in Deutsch-Ostafrika: Volksberathung bei Muampuru.

jübig kommt sie über flimmernden Schnee geschritten. Er fühlt es noch, wie er sie mit seinem Arm umfaßte, weil sie beinahe aus dem leichten Schlitten gefallen wäre bei der raschen Fahrt, er hört noch ihr frisches Lachen; ihm ist's, als athme er noch jetzt einen Hauch der Lebensfülle, der heißen, jungen Kraft, die sie schön und begehrenswerth machte. Eine dunkle Blutwelle jagt über seine Stirn, die Hand ballt sich in Zorn und Troß — nein — trotz alledem liebt er sie nicht. Sie hat sich hineingeschoben in den Kreis seines Lebens; halb widerwillig hat er es geduldet und staunend dabei gesehen, wie unter ihrer glücklichen Hand alles gedieh in Haus und Garten, als sie kam, die schwer erkrankte Freundin zu unterstützen. Er selbst hatte mit Behagen die Wärme und Harmonie empfunden, die sie um sich verbreitete, er sah, wie sein Kind an ihr hing, wie sie seiner leidenden Frau unentbehrlich war. Diese zu seiner Gefährtin für sein ferneres Leben zu machen, das war der letzte Wille seines Weibes gewesen, dessen Erfüllung er ihr versprochen hat. Es mag wohl das Beste so sein für sie Alle, aber nein, er kann es nicht; er hat ein Gefühl, als habe Hedwig geglaubt, ihm einen Herzenswunsch damit zu erfüllen. Ist's heimliches Schuldbewußtsein, ein uneingestandener Vorwurf, daß sich sein ganzes Leben so aufbäumen läßt bei dem Gedanken?

Wie das Blut in seinen Schläfen hämmert — wie elend er sich fühlt. Was soll werden, wenn Marie nun geht? Da kommt sie eben an der Hecke entlang. Die Sonne flimmert auf ihrem

König Friedrich Wilhelm I. von Preussen

hatte bald nach seiner Thronbesteigung den Bedienten seines Hofstaates, hauptsächlich den untersten, einen Theil ihrer Besoldung gestrichen und ferner befohlen, daß ihnen auch die früher von König Friedrich I. bewilligten Bezüge an freiem Holz, Licht und dergl. wegfallen sollten. Einige Tage nach dieser Bekanntmachung, welche große Verärgerung unter den Betroffenen hervorrief, trat der Geheimrath von Gundling, der sogen. lustige Rath des Königs, in das Schlafzimmer desselben und schob mit Ungeflüm und im Aerger die Stühle beiseite, gleichsam als ständen sie im Wege. Der König, aufgeweckt von dem entstandenen Geräusch, öffnete die Vorhänge seines Bettes und fragte: „Was zum Henker macht Er denn für einen Lärm?“ — „Ach,“ entgegnete Gundling, „man hat doch nichts als Aerger und Verdruß.“ — „Was giebt es denn? Er sieht ja gräulich böse aus!“ — „Wie kann man fröhlich aussehen, wenn man nichts als betrübt Gesicht um sich sieht und Klagen und Murren hört?“ — „Wer klagt denn?“ — „Alle Ihre Leute, Majestät. Sie haben fast allen zu viel von ihrem Gehalt gestrichen.“ — „Das ist schon ganz recht! Das Volk bekommt mehr, als es verdient, und es betrügt mich überdiß und thut seine Schuldigkeit nur halb oder garnicht.“ — „Darin pflichte ich Ew. Majestät bei. Ich habe auch heute einen solchen Aerger mit meiner Magd gehabt. Ich befahl ihr, sie solle die Treppe schenern. Was thut sie? Sie scheuert die unterste Stufe zuerst, dann die zweite, dritte, vierte bis oben hinauf, und so, wie sie immer höher steigt, macht sie mit ihren Füßen wieder alles schmutzig. Das kann zu nichts helfen. Von oben muß man anfangen, Majestät, von oben.“ Der König, den verdeckten Sinn merkend, sagte lächelnd: „Nun ja, so unrecht hat Er nicht. Ich werde mit dem Hofmarschall sprechen.“ Bald darauf erfuhren auch die Gehälter der höheren Beamten eine Kürzung, zuerst aber erfolgte eine Herabsetzung des Gundling'schen Gehaltes, worin der lustige Rath sich wohl oder übel schicken mußte.

Unsere Bilder.

Meine Schwiegermutter, von Chr. Heyden, stellt uns etwas Wunderbares vor, nämlich einen Schwiegerjohn, der mit der Schwiegermutter Arm in Arm allen Spottlustigen in's Gesicht lacht. Das sind zwei prächtig charakterisirte, lebensvolle Gestalten. Der junge Mann, dem der Schalk im Nacken sitzt, scheint zu jenen Lebemännern zu gehören, welche allen Erscheinungen die heitere Seite abgewinnen, und die Schwiegermutter ist eine würdige Matrone, welche noch mit der Jugend zu leben und zu lachen versteht.

Der Bahnhof der Bahnlinie Sevilla-Cordoba in Sevilla ist ein außerordentlich prächtiger Bau. Er ist von Nicolaß Suarez nach den Plänen des tüchtigen spanischen Architekten Jose Santos Silba erbaut worden. Der Bau, welcher im Februar 1899 begonnen und Ende März 1901 vollendet wurde, ist im maurischen Stil aufgeführt und hat 1 000 000 Pefetas gekostet. Das Gesamtareal bedeckt eine Fläche von 6500 Metern, der Bahnhof ist also für die dortigen Verhältnisse ein Riesebau. Interessant ist die Konstruktion des Daches der Haupthalle; wegen der in Sevilla herrschenden Hitze hat man das Dach doppelt gearbeitet, um wenig Wärme von außen einzulassen, während die im Zwischenraum angebrachten Ventilatoren ihrerseits die heiße Luft aus der Halle entfernen.



Prinzessin Hairie Hanen,
eine türkische Reformatorin.

Das Kondeland im südwestlichen Deutsch-Ostafrika, nördlich vom Nyassa, hat vor vielen anderen scheinbar weniger abgelegenen Gebieten Afrikas den Vortheil einer Wasserbindung mit dem Ozean durch den Nyassa, Schire und Sambesi. Die sechs deutschen und englischen Dampfer bewältigen kaum noch den Verkehr, und von der englischen Seengesellschaft ist schon ein Doppelschraubendampfer in Bestellung gegeben worden, der nur dem Personenverkehr dienen soll. Das Kondeland, etwa 2500 Quadratkilometer groß, mit ungefähr 100 000 Einwohnern, wird im Westen und Osten von dem Bundali- und dem Divingstonegebirge eingefasst, die sich im Norden vereinigen. Die vielen Bäche der Gebirge sammeln sich zu den drei Hauptflüssen Kiwira, Mbaka und Rufira. Von der landschaftlichen Schönheit, die alle Reisenden und Missionare preisen, vermag unsere Abbildung des Kiwira-Wasserfalls einen Begriff zu geben. Die Bewohner sind ein kräftiges, hochgewachsenes Geschlecht mit intelligenten Gesichtern, wie unsere Abbildung einer Volksberatung zeigt. Obgleich die Leute selbst weben, gehen sie doch nur mit einem Schurz bekleidet; erst die Mission hat bei allen, die mit ihr in Beziehung stehen, eine leichte Bekleidung eingeführt. Das Haar tragen Männer und Frauen ganz kurz. Beide Geschlechter sind sehr stolz auf schöne Zähne, die sie mit weichem Holz putzen. Die Kunde sind harmlose, lebenswürdige Menschen, sehr förmlich und höflich im Verkehr. Lange Zeit war das Land am Nyassa ein Gebiet, aus dem viele Sklaven geraubt wurden. Es wäre für die Kunde ein kleines gewesen, sich durch engen Zusammenschluß ihrer Gegner zu erwehren; aber sie begnügten sich damit, im Hochlande ihre Unabhängigkeit zu wahren. Es giebt keinen Oberhäuptling des ganzen Gebiets; die Bewohner zerfallen vielmehr in eine Menge von einander unabhängiger Stämme unter besonderen Häuptlingen. Die Häuptlinge sind nicht unumschränkte Herrscher, vielmehr steht ihnen ein Rath von Aeltesten zur Seite. Handelt es sich um besonders wichtige Beschlüsse, so tritt die ganze männliche Bevölkerung zu einer Beratung zusammen, wie eine solche unsere Abbildung schildert. In der Mitte sitzt hier der Häuptling im Hemd, durch den Federschmuck auf dem Haupt ausgezeichnet; in den Händen hält er den Speer, am linken Arm und Bein trägt er Spange und Ketterschmuck. Sein Nachbar links hält den schmalen Schild, wie er dort meist getragen wird, während der Alte neben ihm sich hinter dem weniger üblichen ovalen Schild verbirgt.

Allerlei.

Ein Maskenfest vor vierhundert Jahren. Im Winter des Jahres 1529 hatte sich König Franz I. von Frankreich nach Fontainebleau begeben, um dort die Feiertage zu verleben, und glänzende Feste und Bälle wechselten miteinander ab. Am 6. Januar wurde ein großes Maskenfest befohlen. Bei diesem Feste sollten die Masken zwei Parteien bilden; die eine Partei sollte einen König wählen und die andere diesen Scheinkönig zu stürzen suchen. In einem großen Saale war eine Festung errichtet, die der Maskenkönig mit seiner Partei vertheidigte, während die Gegenpartei unter dem König dieselbe zu erstürmen suchte. Alle waren verkleidet und der König selbst nicht von den andern Masken zu unterscheiden. Vier bildeten die Wurfgeschosse und schmale Säcke mit etwas Mehl darin die Schlachttolben. Der Kampf begann, und hitzig wurde gestritten. Zweimal wurde der Sturm zurückgeschlagen, aber die Angreifer ließen nicht ab und stürmten zum dritten Male heran, als plötzlich in der Hitze des Gefechts eine brennende Fackel von der Festungsmauer herunterflog und einen der Vermummten so heftig gegen den Kopf traf, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Im Nu stand auch das Kostüm des Betroffenen in Flammen, alle stürzten hinzu, um ihm die brennenden Kleider abzureißen. Dies war schnell geschehen, als man mit Schrecken wahrnahm, daß es der König selbst war, den die Fackel getroffen hatte. Er wurde sofort in's Bett geschafft, und die Arznei herbeigeholt. Der König hatte eine leichte Gehirnerschütterung erlitten und lag mehrere Wochen krank darnieder. Als er zuerst wieder öffentlich erschien, bemerkten die Höflinge mit Staunen, daß man dem König seine schönen braunen Locken abgeschnitten hatte, während sein Bart lang gewachsen war. Nachahmung ist die größte Schmeichelei, und es dauerte nicht lange, bis alle Höflinge mit kurzgeschorenen Köpfen bei Hofe erschienen. Nach und nach folgte auch das Volk diesem Beispiel, und die neumodische Haarracht verbreitete sich bald über die meisten zivilisirten Länder und behauptete sich fast ein volles Jahrhundert lang.

Napoleon I. auf dem Eise. Es war zu Argonne, am 5. Januar 1791. Fünf Eleven der Militärschule liefen auf den damals sehr tiefen Wallgräben Schlittschuh. Als es fünf Uhr schlug, rief einer von ihnen, ein sehr junger Mensch: „Fünf Uhr, ich muß zum Mittagessen gehen.“ — „D, bleibe noch ein wenig!“ baten seine Kameraden. — „Nein, nein, ich habe zu großen Hunger.“ — Die andern liefen weiter, plötzlich aber brach das Eis — und alle vier starben eines schrecklichen Todes. Der fünfte aber, welcher seine Kameraden des Mittagessens halber verlassen hatte, war — der junge Bonaparte, der später die ganze Welt in Schrecken setzte.

Schillers Räuber. Der letzte Markgraf von Schwedt hielt sich eine Schauspieltruppe, die einst Schillers Räuber aufführte. Der biedere Fürst ließ am anderen Morgen den Regisseur Schüler rufen und sagte zu ihm: „Hör' Er, das Stück gefällt mir, aber der Schiller, dieser dumme Kerl, hat doch manches nicht richtig gemacht. Wenn Er es wieder giebt, dann muß Karl das Malten kriegen und leben bleiben, der Alte och, aber der Franz, der Schweinhund, der muß in den Thurm!“

Püll-Päthsel.

•	r			a
D	•	i		k
	r	•	e	
	t	•	l	
C			•	o
	a	h	•	
	r	u	e	•

Die leeren Felder der nebenstehenden Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die sieben wagerechten Reihen bekannte Worte ergeben; die sieben Worte, jedoch in anderer Reihenfolge, nennen:

1. Oesterreichische Scheidemünze.
2. Ein Drama von Shakespeare.
3. Insel im Mittelmeer.
4. Name eines berühmten Malers.
5. Mathematische Figur.
6. Gipfel der Pyrenäen.
7. Priester der Kelten im alten Gallien.

Sind alle Worte richtig gefunden und geordnet, so erscheint in der mit Punkten bezeichneten Diagonale der Name eines bekannten populären Mannes der Gegenwart.

Zweistilbige Charade.

Seht, der stolzen Eiche fallen
Schon die falben Blätter ab,
Und der ersten Freuden schallen
Herrlich in das Thal herab.
Auf der Berge rauhen Höhen,
An der Felsen steilem Rand
Ist mein zweites oft zu sehen,
Ein Gebild von Menschenhand.
Und das Ganze — hör' ich fragen —
Wird vom Waidwerk etwas sein?
Ja, nach feierlichem Jagen
Ladet es die Jäger ein.

Auflösungen aus voriger Nummer: des Bezirbildes:



des Logogriph:
Nadel — Adel — Ael.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Eilsho in Berlin.

Betruckt und herausgegeben von „Gutenberg“, Druckerei und Verlag, Actien-Gesellschaft, Berlin W., Köhnewitzstraße 105.
Printed in the Papierfabriken in Friedland, Regierungsbezirk Breslau; Comtoir in Berlin W., Köhnewitzstraße 105.